

Ulrike Winkler, Hans-Walter Schmuhl

**Die Behindertenhilfe
der Diakonie
Neuendettelsau
1945–2014**

**Alltag, Arbeit,
kulturelle Aneignung**

Kohlhammer

Kohlhammer

Hermann Schoenauer (Hrsg.)

Ulrike Winkler
Hans-Walter Schmuhl

Die Behindertenhilfe
der Diakonie Neuendettelsau
1945–2014

Alltag, Arbeit, kulturelle Aneignung

Verlag W. Kohlhammer

1. Auflage 2014

Alle Rechte vorbehalten

© W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart

Satz: Andrea Siebert, Neuendettelsau

Gesamtherstellung: W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart

Print:

ISBN 978-3-17-026242-3

E-Book-Formate:

pdf: ISBN 978-3-17-026243-0

epub: ISBN 978-3-17-026244-7

mobi: ISBN 978-3-17-026319-2

Für den Inhalt abgedruckter oder verlinkter Websites ist ausschließlich der jeweilige Betreiber verantwortlich.

Die W. Kohlhammer GmbH hat keinen Einfluss auf die verknüpften Seiten und übernimmt hierfür keinerlei Haftung.

Inhalt

Zum Geleit	7
Dank	9
Editorische Vorbemerkung	10
Einleitung	11
Anlass der Studie	11
Forschungsstand und Literaturlage	11
Quellen und Methodik	13
Die unterschiedlichen Perspektiven	17
Zur Konzeption der Studie – die Untersuchungsgegenstände	18
Leben und Arbeiten in den Einrichtungen der Diakonie Neuendettelsau – Die Rahmenbedingungen seit den 1950er Jahren	20
Der „Plan zur Sanierung“ 1972	28
Die Themen der Bewohner/-innen	33
Im Heim	33
Umzüge	34
Platz für sich – die räumliche Situation	36
Hygiene	41
Tisch- und Esskultur	42
Freizeitgestaltung und Mobilität	47
(Aus-)Bildung und Arbeit	52
Beschulung	52
Arbeitsfelder	56
In der Pflege und Betreuung	57
In der Hauswirtschaft	61
In der Gärtnerei, in der Landwirtschaft und auf dem Friedhof	64
Arbeitstherapie in „Werkgruppen“ – ein Vorläufer der „Werkstatt für Behinderte“	64
In der „Werkstatt für Behinderte“	66
Geschlechterbeziehungen	72
Disziplinierung und Erzwingung von Gehorsam	79
Körperliche Gewalt	80
Zwangsjacken und das „Kämmerle“	84
Sexuelle Gewalt	86
Medikamentengaben	88

Ein neuer Stil in den Häusern	91
Wünsche für die Zukunft	93
Die Themen der Diakonissen, Diakone und Mitarbeiter/-innen	95
Im Heim	95
Motivation	95
Die erste Zeit	98
Die Routinen des Alltags	100
Aggressionen und Gewalt von Seiten der Bewohner/-innen	106
Halt in Schwesternschaft und Brüderschaft	110
Der „Umbruch“	111
„Das Amt der Diakonisse an den Geistesgebrechlichen“	112
Aus- und Fortbildungen	116
Konflikte	118
Abwechslungen gestalten – Privatsphäre schaffen	127
Zur Selbstständigkeit erziehen	131
Ein Rückblick	135
„Anderer Ort“, „totale Institution“, „soziales Feld“ – drei theoretische Ansätze zur Einordnung der Ergebnisse	139
Michel Foucaults Konzept der „Heterotypien“	139
Erving Goffmans Konzept der „totalen Institution“	144
Pierre Bourdieus Konzept des „sozialen Feldes“	149
Abkürzungsverzeichnis	159
Tabellenverzeichnis	160
Literaturverzeichnis	161
Personenregister	167
Autorin und Autor	168

Zum Geleit

Als der Spiegeljournalist Peter Wensierski im Jahre 2006 seine Recherchen zur Heimerziehung in staatlichen, privaten und kirchlichen Einrichtungen in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts publizierte, trat er eine Welle los. Die zum Teil erschreckenden Ergebnisse seiner Nachforschungen erforderten es, dass sich unsere Gesellschaft mit diesem Thema auseinandersetzen musste. Ein Thema, das lange Zeit nicht wahrgenommen wurde und das wahrzunehmen für die Beteiligten unangenehm war. Die jugendlichen Opfer konnten sich nicht wehren. Oft traumatisiert, verdrängten sie die Erlebnisse und Ereignisse ihrer Kindheit und Jugend. Eine Aufarbeitung erfolgte zuerst nicht. Erst im Lauf der Jahre setzte diese ein.

Ein runder Tisch, zusammengesetzt aus Vertretern staatlicher Institutionen, kirchlicher Einrichtungen, den Vertretern der Opfer und von politischer Seite, nahm sich der Problematik in den vergangenen Jahren an. Ein Abschlussbericht wurde 2011 vorgelegt. Das erlittene Unrecht wurde thematisiert und diskutiert sowie Möglichkeiten der Aufarbeitung und Entschädigung für erlittenes Leid eruiert und umgesetzt.

Auch innerhalb der Diakonie Neuendettelsau wurde die Diskussion wahrgenommen. Seit den 30er Jahren hatte die Diakonissenanstalt keine eigentliche Einrichtung der Fürsorgeerziehung mehr. Doch Kinderheime und die Einrichtungen für Menschen mit Behinderung, in denen auch lernschwache Kinder und Jugendliche untergebracht waren, entsprachen dem Heimcharakter der damaligen Zeit.

Für die Diakonie Neuendettelsau war es ein Bedürfnis, auch diesen Teil ihrer Geschichte zu untersuchen und aufzuarbeiten. Die eingehenden Nachfragen von Betroffenen bestätigten sie in diesem Unternehmen. Mit Frau Dr. Winkler, in deren Händen das Projekt lag, und Herrn Prof. Dr. Hans-Walter Schmuhl wurden zwei Wissenschaftler beauftragt, die Ereignisse zu rekonstruieren, menschliches Leid offen zu legen, aber auch wissenschaftlich einzuordnen. Beide Autoren haben bereits vielfältig zu dieser Thematik geforscht und Publikationen über andere Einrichtungen vorgelegt. Der Diakonie Neuendettelsau war es bewusst, dass dieser Teil der Geschichte bearbeitet werden musste und hat deshalb die beiden in dieser Thematik erfahrenen Wissenschaftler damit beauftragt.

Schon in der Vergangenheit hat sich die Diakonie Neuendettelsau schwierigen Kapiteln ihrer Geschichte gestellt. So wurde der Einsatz von Zwangsarbeitern während des Zweiten Weltkrieges untersucht, die Ergebnisse publiziert und sich finanziell am Entschädigungsfond beteiligt. Und auch der dunkelste Fleck unserer Geschichte, die Ermordung von Menschen mit Behinderung aus unseren Einrichtungen in der sogenannten „Euthanasie“-Aktion im Dritten Reich wurde beleuchtet und offen gelegt. Die wissenschaftliche Aufarbeitung erfolgte in der Publikation „Warum sie sterben mussten. Leidensweg und Vernichtung von Behinderten aus den Neuendettelsauer Pflegeanstalten im Dritten Reich“, die

1990 von Hans-Ludwig Siemen und Christine-Ruth Müller vorgelegt wurde. Bis heute und auch zukünftig werden wir diesen Opfern in vielfältiger Weise gedenken.

Sowohl in ihrer Vergangenheit wie auch in der Gegenwart und auch in Zukunft ist es der Diakonie Neuendettelsau ein Anliegen, sich ihrer historischen Verantwortung zu stellen, um neuen Missständen gegenüberzutreten zu können und um ihrer gesellschaftlichen Verantwortung gerecht zu werden. Mein Dank gilt an dieser Stelle den beiden Autoren, die in den letzten Jahren mit dieser Arbeit beschäftigt waren. Professor Dr. Hans-Walter Schmuhl beschäftigte sich mit der wissenschaftlichen Einordnung der Ereignisse, Dr. Ulrike Winkler führte zahlreiche Interviews mit Betroffenen und Mitarbeitenden und wertete diese Ergebnisse systematisch aus.

Die Diakonie Neuendettelsau möchte aber nicht nur eine Wiedergabe der Ereignisse geben, sondern basierend auf den Ergebnissen der Untersuchungen hat man eine Konzeption für einen zukunftsorientierten Umgang zu der Thematik Gewalt in allen unseren Einrichtungen erarbeitet, welche in den „Ethischen Leitlinien der Diakonie Neuendettelsau“ Eingang gefunden hat.

Das Wissen um die eigene Geschichte ist wichtig, auch wenn es manchmal schmerzhaft ist. Aber nur dieses Wissen – sei es positiv oder negativ besetzt – erlaubt uns Schlüsse aus der Geschichte zu ziehen.

Mein Dank gilt auch allen Beteiligten, die sich den Fragen in den Interviews gestellt haben, die Einblick in ihre Emotionen, Gefühle, Ängste, ihren Ärger gegeben und ihre Erfahrungen offengelegt haben. Dies war sicher nicht immer leicht.

Ich bedauere, dass viele Menschen Ungerechtigkeit in unseren Einrichtungen in der damaligen Zeit erfahren haben. Wir hoffen, mit dieser Publikation ein Stück Gerechtigkeit vorgelegt zu haben, um diesen Teil unserer Geschichte und die Betroffenen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Wir können uns an dieser Stelle nur bei den Opfern für das Erlittene entschuldigen.

Im Frühjahr 2014

Prof. Dr. h. c. Hermann Schoenauer, Rektor

Dank

Diese Studie geht auf einen Forschungsauftrag der Diakonie Neuendettelsau zurück. Wir danken ihrem Rektor, Herrn Pfarrer Prof. Dr. h. c. Hermann Schoenauer, erneut sehr herzlich für das in uns gesetzte Vertrauen. In diesen Dank schließen wir Herrn Jürgen Zenker, den Abteilungsdirektor der Diakonie Neuendettelsau, Dienste für Menschen mit Behinderung, mit ein.

Danken möchten wir Herrn Matthias Honold M.A., dem Archivar der Diakonie Neuendettelsau, der uns und unsere Arbeit kenntnisreich, kompetent und unbürokratisch unterstützte. Diesen Dank dehnen wir gerne auf alle diejenigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Diakonie Neuendettelsau aus, die uns in vielerlei Hinsicht behilflich waren. Besonders bedanken wir uns dafür, dass sie eine angenehme Atmosphäre für unsere Interviews mit den Bewohnerinnen und Bewohnern schufen.

Weiterhin danken wir herzlich Frau Beate Maaß und Frau Eva Schmuhl, B. A., die zügig und zuverlässig die mehrstündigen und inhaltlich schwierigen Interviews transkribierten.

Unser tief empfundener Dank gilt unseren Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern. Den Mitarbeitenden danken wir für ihr Interesse, ihre Offenheit und ihre Bereitschaft, uns von den Höhen, aber auch von den Tiefen ihres langjährigen Berufsalltages zu berichten. Die Bewohnerinnen und Bewohner öffneten uns mit ihren Erinnerungen nicht nur eine Tür in eine ganz andere Welt und ließen uns damit an ihrem Leben teilhaben, sondern sie zeigten uns auch, wie man ein schweres Schicksal mit Würde und Großmut tragen kann. Diese Begegnungen werden uns unvergessen bleiben.

Erneut haben uns unsere Partner, Rolf Winkler und Dr. Regina Geitner, geduldig und liebevoll unterstützt. Ihnen danken wir sehr.

Trier und Bielefeld, im April 2014

Ulrike Winkler und Hans-Walter Schmuhl

Editorische Vorbemerkung

In diesem Buch geht es um die Darstellung und Analyse von Strukturen und Handlungsmustern in den Einrichtungen der Evangelisch-Lutherischen Diakonissenanstalt Neuendettelsau ab den 1950er Jahren bis in unsere Zeit hinein. Anlass dieser Studie waren Beschwerden ehemaliger Bewohner/-innen über Gewalterlebnisse, denen im Folgenden nachgegangen wird. Gleichwohl ging es nicht darum, die Täter/-innen zu entlarven und an den Pranger zu stellen. Aus diesen und aus datenschutzrechtlichen Gründen werden daher nur wenige Männer und Frauen mit ihrem wirklichen Namen genannt. Bei diesen handelt es sich um „Personen der Zeitgeschichte“, also um die Vorsteher, Pfarrer, Oberinnen und Ärzte der Diakonissenanstalt Neuendettelsau. Zur besseren Orientierung der Leserinnen und Leser sind deren Namen bei der ersten Nennung kursiv gesetzt. Ein Personenregister am Ende des Buches gibt einen Überblick über die Personen, die unter ihrem wirklichen Namen auftreten.

Die Namen von Diakonissen, Diakonen und Mitarbeiter/-innen wurden hingegen – ebenso wie die Namen von Bewohner/-innen – durch Pseudonyme ersetzt. Dabei sind die Namen frei erfunden, die Buchstaben, die die Hausnamen symbolisieren, entsprechen in der Regel nicht den tatsächlichen Initialen, sondern folgen in aufsteigender Linie dem Alphabet. Details der Biographien, die konkrete Hinweise auf die tatsächliche Identität der anonymisierten Personen geben könnten, sind weggelassen worden. Überhaupt wurden personenbezogene Angaben, die aus Archivgut erhoben wurden, auf denen noch eine Sperrfrist liegt, weggelassen, sofern es der Forschungszweck zuließ. Schutzwürdige Belange Dritter bleiben unbedingt gewahrt.

Eine Fassung des Manuskripts mit allen Namen sowie eine Liste der verwendeten Pseudonyme wurden im Historischen Archiv der Diakonie Neuendettelsau unter Verschluss genommen, um künftigen Forscherinnen und Forschern, die nach Ablauf der Sperrfristen an dem Thema weiterarbeiten möchten, ihre Aufgabe zu erleichtern.

Ein Letztes: Wir haben uns entschlossen, die Briefe, Berichte und Beschwerden von Bewohner/-innen an die leitenden Persönlichkeiten der Diakonissenanstalt Neuendettelsau buchstabengetreu wiederzugeben. Damit wollten wir zeigen, wie Menschen, die der Schriftsprache manchmal kaum mächtig waren, trotzdem versuchten, in einer bürokratisierten Welt, die stark auf einen formalisierten Briefaufbau, eine korrekte Rechtschreibung und eine gewählte Ausdrucksweise setzt, ihre Interessen zu Gehör zu bringen. Auch ihre Aussagen in den Interviews wurden nur leicht geglättet

Einleitung

Anlass der Studie

Diese Studie wurde von Herrn Rektor Prof. Dr. h. c. Hermann Schoenauer im Jahre 2011 angeregt. Mit ihr sollte einerseits den von ehemaligen Bewohner/-innen erhobenen Vorwürfen von körperlicher und seelischer Gewalt gezielt und gründlich nachgegangen werden,¹ andererseits war von Anfang an eine Erweiterung des Forschungsgegenstandes beabsichtigt. Denn Gewalt entwickelt sich nie im luftleeren Raum, sondern es gilt, die Strukturen zu untersuchen, die ein bestimmtes Verhalten ermöglichen, verursachen, auslösen, begünstigen oder aber erschweren bzw. verhindern.

Forschungsstand und Literaturlage

Schon lange vor der 2006 einsetzenden Debatte um die öffentliche Ersatzerziehung haben sich verschiedene Fachdisziplinen, allen voran die Pädagogik und die Geschichtswissenschaft, der Untersuchung der Zustände in der öffentlichen und in der konfessionellen Heimerziehung in der Bundesrepublik Deutschland angenommen. Diese kann, nicht zuletzt befördert durch den erneuten Diskussionsschub, mittlerweile als recht gut erforscht gelten,² auch wenn nach wie vor

¹ Zuletzt wandte sich Arthur A. an die Diakonie Neuendettelsau und berichtete über seine Erlebnisse im Städtischen Krankenhaus in Ansbach 1952. Dort wurde der damals 4-Jährige, der sich bei einem Unfall einen Schädelbruch zugezogen hatte, von Neuendettelsauer Schwestern versorgt. Insbesondere an die Oberschwester hat Herr A. keine guten Erinnerungen: „Aus irgendwelchen Gründen war die Oberschwester der Meinung, das Kind [also Herr A.] müsse sein Essen in möglichst kurzer Zeit zu sich nehmen. Dauerte es nach ihrem Dafürhalten zu lange, landete man im ‚Katzenkämmerchen‘, einem kleinen (wahrscheinlich) Abstellraum, in dem eben drei oder vier Katzen herumschlichen. [...] Zum anderen war das Kämmerchen nicht oder nur wenig beheizt, so dass man nach kurzer Zeit zu frieren anfang. [...] Aber es kam noch schlimmer. Wahrscheinlich bedingt durch die Kopfverletzung und das vielleicht auch ungewohnte Essen kam es häufig vor, dass ich mich erbrach. In diesem Falle wanderte man auch in [das] Katzenkämmerchen und die Oberschwester verlangte, dass man das in den Teller Erbrochene weiter aß. Dass man dieses nach Magensäure schmeckende Essensgemisch nicht herunterbrachte, liegt wohl in der Natur der Sache. Daneben drohte die Oberschwester ständig damit, dass sie den Besuch durch die Eltern untersagen würde, wenn man denen irgendetwas sagen würde.“ Arthur A. an die Diakonie Neuendettelsau, 31.8.2013.

² Als neueste Publikationen zur konfessionellen Heimerziehung seien genannt: Ulrike Winkler, „Den eigenen Weg finden‘. Hundert Jahre Jugendhilfe Hephata (1908–2008)“, in: Hans-Walter Schmuhl (Hg.), Hundert Jahre Jugendhilfe Hephata Diakonie, 1908–2008, Schwalmstadt-Treysa 2008, S. 16–51; Matthias Benad / Hans-Walter Schmuhl / Kerstin Stockhecke (Hgg.), Endstation Freistatt. Fürsorgeerziehung in den v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel bis in die 1970er Jahre, Bielefeld 2009, ²2011; Wilhelm Damberg / Bernhard Frings / Traugott Jähnichen / Uwe Kaminsky (Hg.), Mutter Kirche – Vater Staat? Geschichte, Praxis und Debatten der konfessionellen Heimerziehung seit 1945, Münster 2010; Ulrike Winkler, Vom Rettungshaus zum Jugenddorf – Das Hessische Diakoniezentrum Hephata in den 1950er bis 1970er Jahren, in: EREV

„blinde Flecken“, etwa hinsichtlich der Heime in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik,³ zu konstatieren sind. Jene Heime aber, in denen Kinder und Jugendliche mit geistiger und/oder körperlicher Behinderung untergebracht, gepflegt, behandelt, erzogen, beschult und ausgebildet wurden, führen nach wie vor ein Schattendasein, wurden und werden in den Forschungsdesigns zur Heimerziehung, wenn überhaupt, nur am Rande berücksichtigt. Dabei bildeten die Einrichtungen für so genannte „Schwererziehbare“, gar „Unerziehbare“, und „Verwahrloste“ lediglich *eine* Facette eines großen Heimkosmos, waren doch zehntausende Mädchen und Jungen in Säuglingsheimen, in Kleinkinder- und Kinderheimen, in Waisenhäusern, in jugendpsychiatrischen Einrichtungen, in „Mutter und Kind-Heimen“ und eben auch in Heimen für Menschen mit geistiger und/oder körperlicher Behinderung untergebracht. Mit den von uns verfassten Studien zum Johanna-Helene-Heim, einem Haus der Evangelischen Stiftung Volmarstein für körperbehinderte Mädchen und Jungen, zur Diakonischen Stiftung Wittekindshof, einer Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung, sowie einer von der Verfasserin vorgelegten Arbeit über die Stiftung kreuznacher diakonie konnte Licht in ein bislang noch unerforschtes Gebiet der Diakonie-, aber auch der bundesdeutschen Sozialgeschichte gebracht werden werden.⁴

(Hg.), Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren, in: Schriftenreihe des EREV, 51. Jg., Nr. 1, 2010, S. 57–64; Ulrike Winkler, Gewalt in der evangelischen Heimerziehung in den 1950er und 1960er Jahren – Befunde und Erklärungsversuche, in: Jochen-Christoph Kaiser / Rajah Scheepers (Hgg.), Dienerinnen des Herrn. Beiträge zur weiblichen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert, Leipzig 2010, S. 309–324; Tilman Lutz, Strenge Zucht und Liebe: die pädagogischen Arrangements im Rauhen Haus in den 1950er und 1960ern, München 2010; Helmut Bräutigam, Heimerziehung im Evangelischen Johannesstift zwischen 1945 und 1970, Berlin 2011; Ulrike Winkler / Hans-Walter Schmuhl, Heimwelten. Quellen zur Geschichte der Heimerziehung in Mitgliedereinrichtungen des Diakonischen Werkes der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers e. V. von 1945 bis 1978, Bielefeld 2011; Bernhard Frings / Uwe Kaminsky, Gehorsam – Ordnung – Religion. Konfessionelle Heimerziehung 1945–1975, Münster 2012; Sylvelyn Hähner-Rombach, „Das ist jetzt das erste Mal, dass ich darüber rede ...“ Ergebnisse der Studie zur Heimgeschichte der Gustav Werner Stiftung zum Bruderhaus und der Haus am Berg gGmbH zwischen 1945 und 1970, Frankfurt am Main 2013.

³ Neuerdings aber: Beauftragter der Bundesregierung für die Neuen Bundesländer (Hg.), Aufarbeitung der Heimerziehung in der DDR. Expertisen, Berlin 2012. Zuletzt: Laura Hottenrott, „Roter Stern – wir folgen deiner Spur“. Umerziehung im Kombinat der Sonderheime für Psychodiagnostik und pädagogisch-psychologische Therapie (1964–1987). Eine Bestandsaufnahme, Torgau 2012.

⁴ Hans-Walter Schmuhl / Ulrike Winkler, Gewalt in der Körperbehindertenhilfe. Das Johanna-Helene-Heim von 1947 bis 1967, Bielefeld 2010, ²2012; dies., „Als wären wir zur Strafe hier“ Gewalt gegen Menschen mit geistiger Behinderung – der Wittekindshof in den 1950er und 1960er Jahren, Bielefeld 2011, ³2012; Ulrike Winkler, „Es war eine enge Welt“ Menschen mit Behinderungen, Heimkinder und Mitarbeitende in der Stiftung kreuznacher diakonie, 1947 bis 1975, Bielefeld 2012. Ähnliche Forschungsprojekte haben die von Bodelschwingschen Stiftungen Bethel – jeweils unter Mitarbeit der/des Verfasser/in – in Gang gesetzt. Siehe aber neuerdings: Gerda Engelbracht / Andrea Hauser, Mitten in Hamburg. Die Alsterdorfer Anstalten 1945–1979, Stuttgart 2013.

Quellen und Methodik

Die nachfolgenden Ausführungen zum Heimalltag in der Phase des Reformprozesses in den Einrichtungen der Diakonie Neuendettelsau beruhen maßgeblich auf den Schilderungen und Erinnerungen (ehemaliger) Bewohner/-innen und (ehemaliger) Mitarbeiter/-innen. Die Entscheidung, sie, die „Expert/-innen in eigener Sache“,⁵ zu Wort kommen zu lassen (und sie beim Wort zu nehmen), basiert auf einer immer wieder gemachten Beobachtung: Der Alltag, also, *das, was alle Tage passiert*, schlägt sich nur selten, zumeist aber gar nicht in den Schriftquellen nieder. Mehr noch: Unter den Papierbergen in den Archiven – Dienstanweisungen und Hausordnungen, Dienstpläne und Planungskonzepte, Berechnungen und Statistiken, Freundesblätter und Jahresberichte – wurden die Akteure und Akteurinnen regelrecht begraben. Von wenigen Ausnahmen (Vorsteher, Pfarrer, Ärzte, Hausväter, leitende Schwestern) abgesehen, „verschwanden“ sie und wurden zu gesichts- und geschichtslosen Objekten in den „Anstaltsgeschichten“. Dabei sind es doch gerade die Vielen und die Namenlosen, jene, die vermeintlich keine Geschichte „machen“, die aber in aller Regel gemeint sind, wenn historisch von „Alltag“ oder von „Alltagsgeschichte“ die Rede ist.⁶ Allerdings ist an dieser Stelle anzumerken, dass die Gruppe der interviewten Bewohner/-innen keinen repräsentativen Querschnitt durch die „Anstaltsbevölkerung“ darstellt. In dem Jargon gesprochen, der nahezu ein Jahrhundert lang in der „Behindertenhilfe“ gang und gäbe war und den viele der Menschen, die fast ihr ganzes Leben in einer Einrichtung der „Behindertenhilfe“ verbracht haben, längst verinnerlicht haben, kommen in den Interviews die „Frischeren“ zu Wort – Menschen mit leichten kognitiven Beeinträchtigungen oder gar Menschen ohne jede Intelligenzminderung, die es aufgrund von mancherlei Wendungen und Wechselfällen in ihrem Lebenslauf, vor allem aber aufgrund von Fehlentscheidungen der einweisenden Behörden in die „Behindertenhilfe“ verschlagen hat. Viele von ihnen haben sich im Laufe der Zeit den Status von „Hilfspfleger/-innen“ erarbeitet, haben über eine „Werkstätte für Behinderte“ den Sprung zumindest in den zweiten Arbeitsmarkt geschafft, bewältigen das Leben in einer selbstständigeren Wohnform oder haben sich im Heimbeirat engagiert. Die Stimmen der „Schwächeren“, also von Menschen mit schweren kognitiven Beeinträchtigungen, die in ihrer Soziabilität und Kommunikationsfähigkeit stark eingeschränkt sind oder anders, neutraler, ausgedrückt: die sich in einer anderen,

⁵ Elsbeth Bösl, *Politiken der Normalisierung. Zur Geschichte der Behindertenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland*, Bielefeld 2009, S. 74. Vgl. für den Bereich der Menschen mit seelischen Behinderungen: Hans-Walter Schmuhl, *Experten in eigener Sache. Der Beitrag psychiatrischer Patienten zur „Irrenrechtsreform“ im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, in: *Sozialpsychiatrische Informationen* 39, 2009, Heft 3, S. 7–9.

⁶ Alf Lüdtke, *Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?*, in: ders. (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrung und Lebensweisen*, Frankfurt am Main / New York 1989, S. 9–47, S. 9.

für uns nicht verständlichen Sprache ausdrücken, können wir nicht einfangen. Ihre Welt bleibt uns verschlossen, auch wenn wir das Instrumentarium der *Oral History* zur Anwendung bringen. Sie tauchen daher in dieser Studie nur in den Erzählungen der Anderen, der „frischeren“ Mitbewohner/-innen und der Mitarbeiter/-innen, auf.

Ansonsten war es mit Hilfe von leitfadengestützten, also die Gesprächssituation strukturierenden und Erzählroutinen aufbrechenden Interviews möglich, umfassende Kenntnis über (fast) alle Fragen des menschlichen Daseins und Miteinanders, zu Handlungen und Routinen im Heim zu erlangen: zur Ausstattung der Räumlichkeiten, zur Beschaffenheit und zum Aussehen der ausgegebenen Kleidung, der Schuhe und Bettwäsche, zur Hygiene und der medizinischen Versorgung, zur Menge und zur Qualität der verabreichten Speisen, zu den Tisch- und Esskultur(en), zu Ge- und Verboten, Strafen und Belohnungen, zu Lern-, Ausbildungs- und Arbeitsinhalten, zu Möglichkeiten der Freizeitgestaltung und den Hobbys unserer Gesprächspartner/-innen, zu Mobilität und Außenkontakten, Sexualität, Aufklärung und Geschlechterbeziehungen, zu religiösen Praxen und Ritualen, zum Sprachgebrauch usw. Unser ausführlicher Fragenkatalog rief also bei unseren Gesprächspartner/-innen vorrangig ihr Fakten- bzw. ihr „Betriebswissen“⁷ ab, von dem sie, hätten sie „frei“ erzählen dürfen, bestimmte Details sehr wahrscheinlich nicht berichtet hätten. Um einmal ein Beispiel zu geben: Nicht wenige unserer Gesprächspartner/-innen reagierten verblüfft, wenn wir sie nach ihrem Essbesteck befragten. Viele hatten schlichtweg vergessen, dass sie lange Zeit nur mit einem Löffel hatten essen dürfen. Dabei stellt das Vorenthalten bürgerlicher Kulturtechniken eine besonders subtile Art dar, das Selbstbild von Heranwachsenden klein zu halten, ihnen einen wichtigen Baustein auf dem Weg zum Dasein eines Erwachsenen vorzuenthalten. Dieser Befund gilt übrigens auch für jene, die durchaus in der Lage gewesen wären, mit Messer und Gabel umzugehen. Mit diesem neu geschaffenen oder besser: erstmals gehobenen Quellenbestand konnten wir unserem Erkenntnisinteresse an einem intimen Blick in den Alltag der Filialen der Diakonie Neuendettelsau entsprechen.

Indem wir das Faktenwissen unserer Gesprächspartner/-innen mit Schriftquellen kombinierten, kontextualisierten und niederschrieben, war es schließlich möglich, diesem eine *objektiv-historische Dimension* zu geben, etwa als Mosaikstein in der Geschichte der Behindertenpolitik der Bundesrepublik Deutschland. Nicht zuletzt konnte mit der schriftlichen Dokumentation der Augenzeugenschaft unserer Gesprächspartner/-innen ein Korrektiv zur bisherigen – mittlerweile allerdings in Veränderung begriffenen – (Diakonie-)Geschichtsschreibung „von oben“ etabliert werden.⁸

⁷ Siehe Arnd-Michael Nohl, Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis, Wiesbaden 2006, S. 20f. Arnd Nohl bezieht sich hier auf den mittlerweile klassischen Aufsatz von Michael Meuser / Ulrike Nagel, ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion, in: Alexander Bogner / Beate Littig / Wolfgang Menz (Hgg.), Das Experteninterview, Opladen 2002, S. 71–93.

⁸ Nicht zuletzt war die Rekonstruktion ihres Alltages für das Selbstverständnis und Selbstbild der (ehemaligen) Bewohner/-innen unter unseren Interviewpartner/-innen immens wichtig, konnte

Wir haben Wert darauf gelegt, mit Frauen und Männern unterschiedlicher Jahrgänge zu sprechen. So wurde der älteste Bewohner 1924, der jüngste Bewohner 1966 geboren. Die älteste Bewohnerin kam 1933 zur Welt, die jüngste 1953. Die älteste Diakonisse gehört dem Jahrgang 1931, die jüngste Mitarbeiterin dem Jahrgang 1954 an. Zugleich war es uns wichtig, alle Filialen der Diakonie Neuendettelsau im Blick zu behalten.

Die interviewten Bewohner/-innen waren aufgrund unterschiedlichster Diagnosen – „geistige Behinderung“, „Schwachsinn“, „Impfschaden“, „Epilepsie“, „psychische Erkrankung“, „Hirnverletzung“ – eingewiesen worden. In manchen Fällen war eine drängende soziale Notlage – etwa die Evakuierung aus einer bombengefährdeten Gegend wegen des Zweiten Weltkrieges oder der Tod der Angehörigen während Flucht und Vertreibung – ausschlaggebend für den „Weg ins Heim“ gewesen.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass uns auch in diesem Projekt wieder einmal Menschen begegnet sind, die mit dem Stigma der „geistigen Behinderung“ oder des „Schwachsinn“ in eine Einrichtung der Behindertenhilfe kamen, ohne dass derlei „Befunde“ diagnostisch fundiert gewesen wären.⁹ Gerade bei diesen Frauen und Männern stellte die Heimeinweisung eine erhebliche Weichenstellung in ihrem Leben dar, die von diesen übrigens sehr unterschiedlich bewertet und verarbeitet wurde. Hierüber weiter unten mehr.

Fast alle unsere Gesprächspartner/-innen leben bzw. arbeiten seit Jahrzehnten in der Diakonie Neuendettelsau – in einem Fall beläuft sich der Heimaufenthalt auf mittlerweile 74 Jahre! Gerade den langjährigen Bewohner/-innen und Mitarbeiter/-innen verdankt diese Studie einzigartige Einblicke in eine Einrichtung, die – maßgeblich vom paternalistischen Blick des 19. Jahrhundert auf den „Behinderten“ als eines unmündigen „Kindes“ geprägt – sich Mitte des 20. Jahrhunderts auf den langen und – noch nicht beendeten – Weg der „Integration“ und „Normalisierung“, der Teilhabe und schließlich der „Inklusion“ gemacht hat.

doch so ein wichtiger Teil ihrer Biographie dem Vergessen entrissen und dem „gesellschaftlichen Wissen“, zum Beispiel mit dieser Studie, zugeführt werden.

⁹ Für den katholischen Bereich erbrachte Dr. Bernhard Frings einen entsprechenden Nachweis. Vgl. ders., Heimerziehung im Essener Franz Sales Haus 1945–1970. Strukturen und Alltag in der „Schwachsinnigen-Fürsorge“, Münster 2013, 55, 62–64. Seine Ergebnisse festigen unsere These von einer „Sammelbeckenfunktion“ der evangelischen und katholischen Anstalten, die unabhängig von deren Konfessionsgebundenheit entstand. Vielmehr sahen sich die konfessionellen Träger in einer Konkurrenz zu öffentlichen Einrichtungen, deren Pflegesätze sie regelmäßig unterboten und sich zudem bereit erklärten, die „schwierigen“ oder „unheilbaren“ Fälle aufzunehmen, um damit für die einweisenden Kostenträger interessanter zu werden.

Tabelle 1: Verzeichnis der interviewten (ehemaligen) Bewohner/-innen¹⁰

Name	Jg.	Einrichtung	Zeitraum
Udo E.	1946	Bruckberg, Oberdachstetten	seit 1961
Hannelore F.	1937	Neuendettelsau	1943–1954
Leni A.	1936	Neuendettelsau, Bruckberg	seit 1948
Helmut B.	1941	Bruckberg	seit 1961
Gabriel C.	1931	Polsingen	seit 1948
Heidi D.	1950	Neuendettelsau, Rothenburg	seit 1959
Lieselotte G.	1935	Himmelkron	seit 1969
Hanna H.	1948	Polsingen	seit 1972
Detlef J.	1947	Bruckberg, Obernzenn	1957–1972, seit 1984
Thomas K.	1966	Bruckberg, Oberdachstetten	seit 1969
Heinz L.	1940	Neuendettelsau	seit 1947
Meta M.	1939	Neuendettelsau, Bruckberg	seit 1956
Emma N.	1941	Neuenedettelsau, Himmelkron	seit 1967
Heike O.	1953	Neuendettelsau, Bruckberg	seit 1962
Dagmar P.	1952	Rothenburg, Bruckberg	seit 1959
Vera Q.	1936	Obernzenn, Bruckberg, Obernzenn	seit 1953
Waltraud Z.	1933	Himmelkron	seit 1957

¹⁰ Das Interview mit einer Bewohnerin (* 1936) aus Polsingen konnte aufgrund ihrer Sprachbehinderung leider nicht ausgewertet werden.

Tabelle 2: Verzeichnis der interviewten Diakonissen, Diakone und Mitarbeiter/-innen¹¹

Name	Jg.	Beruf	Einrichtung	Zeitraum
Paul S.	1953	Heilerziehungspfleger	Bruckberg	seit 1974
Florian T.	1953	Heilerziehungspfleger/Diakon	Bruckberg	seit 1971
Frieda U.	1938	Heilpädagogin/Diakonisse	Neuendettelsau	1960–2004
Rainer V.	1947	Heilerziehungspfleger/Diakon	Polsingen	1967–2012
Heidemarie W.	1931	Heilpädagogin/Diakonisse	Neuendettelsau	1953–1999
Gisela X.	1947	Heilerziehungspflegerin/Diakonisse	Himmelkron	seit 1968
Torsten Y.	1950	Heilerziehungspfleger	Bruckberg	seit 1972
Michael A.	1950	Heilerziehungspfleger	Bruckberg	seit 1972
Brigitte B.	1954	Heilerziehungspflegerin	Rothenburg	seit 1971

Die unterschiedlichen Perspektiven

Pädagogische Verhältnisse sind von institutioneller und kommunikativer Macht und von einseitiger Abhängigkeit geprägt. Es verwundert daher nicht, dass die Schilderungen (und Bewertungen) der ehemaligen Bewohner/-innen mit jenen ehemaliger Mitarbeiter/-innen nicht immer konform gingen. Und tatsächlich konnte der Blick eines Bewohners oder eines Erziehers oder einer Schwester auf ein- und dasselbe „Faktum“ sehr unterschiedlich sein. Dies soll kurz am Beispiel des auch noch in den 1960er Jahren in einigen Filialen der Diakonissenanstalt Neuendettelsau verwendeten Aluminiumtellers verdeutlicht werden. An diese häufig zerbeulten, verbogenen und aufgrund jahrelangen Gebrauchs zerkratzten Teller erinnerten sich die (ehemaligen) Bewohner/-innen sehr ungerne. Kamen zusätzlich Becher aus Aluminium zum Einsatz, so waren diese – mit heißem Tee oder heißer Milch gefüllt – kaum anzufassen, mehr noch: „Dann verbrennst du dich“, wie eine Gesprächspartnerin aus Bruckberg warnte.¹² Aus der Sicht der Leitung und des Personals – nicht selten unterbesetzt, mit großen Gruppen konfrontiert und am Rande ihrer körperlichen und seelischen Kraft stehend – er-

¹¹ Ein/e Mitarbeiter/-in zog ihr/sein Interview nach der Lektüre des Manuskripts zurück, gestattete aber die Aufnahme einiger wichtiger Informationen.

¹² Interview Meta M., 18.4.2012.